



Feierabend



Der Golem.

Von Claude Orba.

Die Ankunft des Fremden hatte in dem Dorfe allgemeines Aufsehen erregt. Eines schönen Morgens erschien er in Begleitung mehrerer Möbelwagen und bezog ein vereinsamt stehendes Haus, das ein Agent vor kurzem für ihn gekauft hatte. Die große Anzahl seiner Gepäcksstücke und der Umstand, daß er sie beim Abladen geradezu mit Luchsäugen bewachte, boten den Ortsbewohnern reichlichen Stoff zu verschiedenen Gesprächen.

Auch die folgenden Tage bildete er den Mittelpunkt der Dorfchronik. Wie einige behaupteten, verbrachte er fast die ganze Zeit in einer geräumigen Waschküche, die sich als Flügeltrakt seinem Wohnhause anschloß. Ein Bauer, der eines Tages zu später Abendstunde heimkehrte, mußte in seinem Marsche innehalten: aus der Wohnung des Unbekannten sah er einen purpurnen Lichtstrahl in die Nacht dringen. Der Vorübergehende schlich näher hinzu und erblickte an den Scheiben den flackernden Widerschein glühender Kohlen, während dichter Rauch aus dem Schornstein in die Luft stieg. Bereits am nächsten Morgen erzählten sich alle von dieser phantastischen Vision und die Neugierde des Dorfes wurde hiedurch noch größer.

Als der Fremde ausging, um Besorgungen zu machen, folgten ihm die Leute mit spähenenden Blicken und beobachteten jeden seiner Schritte. Es war ein kleines, runzliges Männlein mit knochigem Gesicht und durchdringenden Augen, die ganz von dichten Brauen beschattet wurden. Nach beendetem Einkauf ging er rasch wieder zurück; sein Gang war leicht und hüpfend, eine Achsel zuckte ihm nervös und mit den Fingern machte er groteske Bewegungen. Bald schon waren sich die Leute einig, daß dieser Mensch durchaus nichts Gutes verkünde.

In der folgenden Nacht näherten sich die Bauern angstvoll der mysteriösen Werkstätte; sie schauten durch die geröteten Scheiben und bemerkten eine schwarze Figur, die hin und her ging, scheinbar quer durch in diesen höllischen Flammen. Gleichzeitig hörten sie ein Knarren und dumpfe Schläge, die in das nächtliche Schweigen hinaus-

drangen. . . Entsetzt von dem gruseligen Erlebnis, flohen die Neugierigen.

„Also gut; ich werde hingehen und werde herauszubringen trachten, was dieser Gauner dort treibt!“

Jerome Cormier war es, der diesen Ausruf mit dröhnender Stimme getan hatte. Ein Augenblick verwunderten Schweigens entstand. Die Trinker, die in dem rauchigen Lokal beisammensaßen, richteten ihren Blick auf den Verwegenen.

Cormier, schon etwas benebelt und von dem Gespräch über den geheimnisvollen Fremden aus der Fassung gebracht, hatte die Tragweite seiner Worte gar nicht ermesst. Es reute ihn auch sofort wieder, sie gesagt zu haben, doch war es bereits zu spät, wollte er nicht als Feigling oder als Prahler von seinen Kameraden ausgelacht werden.

Nach einer Viertelstunde ging er in Begleitung zweier Zeugen zu der Wohnstätte des Unbekannten. . . Etwa hundert Schritte vom Ziel ließ er seine Gefährten zurück und setzte allein den restlichen Weg fort. Sternlose Nacht breitete sich über dem Gelände und nur ein fahler Mondstreifen zitterte in den Wolken. Cormier war nun etwas ruhiger, denn, wie er sich erinnerte hatte, stand das Laboratorium des Fremden schon seit einer Woche finster und still.

Zwei Minuten später hatte er mühelos das Blechdach der niederen Barade erklimmen und schlüpfte durch ein enges Fenster in den Raum.

Gespensierhaftes Halbdunkel breitete sich zwischen den Wänden. Der Eindringling erzitterte. Wertwürdige Dinge umgaben ihn hier: komplizierte Instrumente, seltsam geformte Maschinen. . . Plötzlich fuhr Cormier zusammen und blieb wie festgewurzelt; neben ihm, in einem Lehnstuhl, ruhte ein Mann von riesigen Körperformen und schien zu schlafen.

Bleiern verstrichen einige angsterfüllte Minuten; als aber Cormier eine leichte Bewegung machte, stieß er an einen Gegenstand, der sofort zu Boden stürzte und mit großem Lärm zerbrach. Nun dachte Cormier an nichts mehr als nur an die Flucht; er lief gegen das Fenster und wollte hinauspringen, doch in demselben Augenblick fielen

trachend die Läden zu und man hörte ein unterdrücktes Richern. . .

Tiefste Stille trat wieder ein, während das Herz Cormiers bis zum Zerspringen pochte. Aber der Mann im Lehnstuhl blieb vollkommen reglos.

Cormier bemerzte den Schreden, der ihm die Kehle zuschnürte und näherte sich langsam dem Schlafenden. Als er neben dem Fauteuil war, hob er die Hand und berührte nach einigem Zögern den Rücken des Mannes. . . Nur mit Mühe unterdrückte der Verwegene einen Aufschrei: seine Hand war an etwas Eiskaltes geraten, er hörte ein Knacken, und ein Riese stand plötzlich hochaufgerichtet vor ihm.

Halb wahnsinnig in seiner Angst, wich Cormier gegen einen Tisch zurück und starrte ins Dunkel, wo er den Mann mit schweren Schritten auf sich zukommen sah. . . Ein gellender Schrei entrang sich der trockenen Kehle Cormiers. Unter seiner feuchten Hand fühlte er auf dem Tisch den blanken Stahl einer Klinge. Vor Entsetzen geschüttelt, packte er das Messer, zückte es mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte und stieß es dem Ungeheuer mitten in die Brust.

Der Betroffene taumelte ein wenig, doch bald erlangte er wieder das Gleichgewicht und setzte seinen Marsch mit der früheren Unerbittlichkeit fort. Cormier erlebte nun jene furchtbaren Sekunden eines tödlichen Brauens, wo die zusammengepreßte Kehle nicht einen einzigen Ton hervorbringt, während die Beine wie gelähmt ihren Dienst versagen. Unbeweglich stand er da, die Augen auf dem Messer in der Brust des Kolosses, der, unbekümmert um das Geschehene, noch immer weiter schritt. . .

Da, gerade in dem Augenblick, als der Verstand Cormiers ansinken wollte, öffnete sich eine Tür und der geheimnisvolle Greis erschien. Das Licht seiner Laterne beleuchtete sein edliges Gesicht, in dem zwei Augenlein wie spöttische Freilichter bligten. . . Cormier gab es plötzlich einen Ruck. Mit einem verzweifelten Stoß drängte er den Fremden zur Seite, dann stürzte er hinaus und verschwand in der Finsternis. . .

Als nun der Greis allein war, kam ein diabolisches Richern über seine schmalen Lippen; unsichtbar hatte er der ganzen Szene beigewohnt. Langsam ging er nun auf den

Schulter an Schulter.

Wir waren jung, Proletarierkinder,
wir wurden auf schmutzigen Straßen groß.
Uns machte die Großstadtluft nicht gesünder.
Wir kannten nur Arbeit, sie war unser Loß.

Wir halfen der Mutter Zeitung tragen,
zum Spielen hatten wir keine Zeit.
Mancher Stoß wurde auf uns zerschlagen
wegen unsrer „Ungezogenheit“.

Wir gingen zur Schule mit hungrigem Magen
und schliefen dort bald vor Müdigkeit ein.
Oft wußten wir keine Antwort auf Fragen
und brachten dann einen Faulzettel heim.

Wir durften keine Schulaufgaben machen,
gleich wurden wir zur Arbeit begehrt.
Wir mußten, sonst hatten wir nichts zu lachen
Im Zeugnis stand dann: „Wird nicht versetzt.“

Im Winter hatten wir keine Kohlen.
Die Stuben waren so kalt, so leer.
Durchlöchert waren die Stiefelsohlen.
Lumpen trug man, Kleider gab's nicht mehr. —

Um unsre Kindheit hat man uns betrogen
und unsere Jugend will man uns rauben.
Genug, man hat uns zuviel schon belogen,
vorbei ist unser kindlicher Glauben.

Hier meine Hand, schlag ein, Kamerad.
In unseren jungen, starken Händen
liegt unsere Zukunft, unsere Tat.
Es liegt an uns, das Schicksal zu wenden.

Laßt ruhn was gewesen, die alten Sorgen.
Arbeit und Brot heißt unser Gebot.
So kämpfen wir um ein besseres Morgen,
Schulter an Schulter ums Morgenrot.

Anne Baumgartner,
Frankfurt a. M.

Riesen zu, der an der Mauer stehen geblieben war. Er betastete dessen Rücken; der Kolos — es war eine automatische Figur — drehte sich um und begann in der Richtung des Lehnstuhles zurückzumarschieren. Ein neuerlicher Druck, diesmal auf einen anderen Knopf, der Kolos machte wieder eine Kehrtwendung, kniete zusammen und setzte sich in die frühere Position.

Ein stolzes, triumphierendes Lächeln glitt über das runzlige Antlitz des Konstrukteurs. Eine Weile betrachtete er noch sein Meisterwerk, dann schüttelte er den Kopf und rieb sich mit der größten Befriedigung die Hände . . .

Die chinesische Ehe.

Das chinesische Wort für „Familiennamen“ beweist, daß vor Jahrtausenden auch in China einmal das Mutterrecht bestanden hat. Die heutige chinesische Ehe dagegen kann nur noch verstanden werden auf der Grundlage der vaterrechtlichen Sippe, zu der sie sich nicht ohne Kämpfe aus dem einstigen Patriarchat entwickelt hat.

Im Laufe der Generationen nimmt die Sippe einen solchen Umfang an, daß sie sich zur Dorfgemeinschaft erweitert. Innerhalb der Sippe herrschen heute noch die von Konfuzius festgesetzten moralischen Gebote: Ehrfurcht des Sohnes gegen den Vater, Fügsamkeit der Gattin gegen den Gatten. Kein aufstößender Individualismus hat in China die alten Grundlagen des Familienlebens zu erschüttern vermocht. Oberster Zweck der Ehe ist dem Chinesen, männliche Nachkommen zu haben, die die Ahnen und dereinst auch ihn durch Opfer ehren.

So gilt die Ehefrau erst dann in der Sippgemeinschaft als vollgültig, wenn sie einen Sohn geboren hat. Die Einschätzung der weiblichen Kinder ergibt sich am besten daraus, daß man ihre Geburt weder durch feierliches Zeremoniell den Ahnen anzeigt, noch ihnen Namen gibt, sondern sie nur einfach nummeriert. Kinderlosigkeit ist ein Grund zur Scheidung, d. h. zur Rücksendung der Frau in ihre Familie, jedoch wird in vornehmen Familien meist der andere Ausweg der Beordnung von Nebenfrauen beschritten. Auch ohne diese Voraussetzung muß sich die Frau gerade in den obersten Ständen häufig mit einer oder mehreren schönen Nebenfrauen in die Liebe des Mannes teilen.

Die Art der Eheschließung ist charakteristisch für die untergeordnete Stellung der Frau. Die Werbung geht von der Familie des Mannes aus, die sich der Vermittlung von dritten Personen bedient, um sich nicht direkt einer Zurückweisung auszusetzen. Nach einigem Zögern auf Seiten der Familie des Mädchens und nach Befragung religiöser Orakel kommt die Verlobung zustande. Aber erst am Tage der Hochzeit, an dem die rotverschleierte Braut in das Haus des Bräutigams eintritt und den Ahnen feierlich vorgestellt wird, bekommt sich das Brautpaar zum ersten Male zu sehen. Die junge Frau darf nicht auf die eigene Familie zurückblicken, sondern muß ganz in der Förderung des Wohles der Familie des Gatten aufgehen. Sie hat sich restlos der Schwiegermutter unterzuordnen, die oftmals die ihr in die Hand gegebene Macht aufs grausamste mißbraucht. Selbstmord durch Erhängen oder Flucht in ein Kloster ist manchmal der letzte Ausweg der Verzweifelten. Eine Mitgift, die irgendwelche Rechte der Frau in der Ehe begründen könnte, ist nicht üblich, und die mindere Einschätzung der Mädchen beruht eben darauf, daß man sie nicht für die eigene, sondern für eine fremde Familie erzieht. In

der Erziehung und Einschätzung der Frau spiegelt sich die unbeschränkte Männerherrschaft wieder. Um einen Mann zu gewinnen, lernt das junge Mädchen von früh auf alle Toilettenkünste und wird auf alle Künste der Kötterei dreifert. Auch die barbarische Fußverstümmelung, die glücklicherweise immer mehr ausstirbt, hatte nur den einen Zweck, die Frau möglichst hilflos erscheinen zu lassen und einen neuen Bezirk der Scham und damit der Lockung zu schaffen. Das Verhältnis der Männer untereinander ist in der Ehe am wichtigsten. Sie sollen sich in ihrer Solidarität der Herrschenden nicht stören lassen durch „der Weiber unvernünftige Worte“, denn „Weiberworte trennen Fleisch und Bein“. Trotz aller Fesslungen durch mangelhafte Erziehung und soziale Minderbewertung sind viele Frauen Mustergattinnen und dem Manne wahre, teilnehmende Gefährtinnen gewesen. Der Kaiser Wen konnte sagen: „Ich habe zehn tüchtige Minister, und darunter ist meine Frau.“

Kennt die durchschnittliche chinesische Ehe nichts von der Vertiefung und Bereicherung, wie sie die Differenziertheit der Gatten in der modernen Welt mit sich bringt, so kennt sie andererseits auch nicht deren Qualen und Konflikte. Ruhig und gleichmäßig, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Reibungen, fließt das Eheleben dahin. Da der Mann die Frau aus der Hand der Eltern empfangen hat, so nimmt er die Ehe als unabänderliches Schicksal hin. Noch schläft das chinesische Reich unter der Hülle der Sippenverfassung und leidet die große Masse der Frauen immer unter der Geschlechtsherrschaft des Mannes. Unabsehbare Zeiträume müssen noch vergehen, ehe in China nicht allein der Mann, sondern die noch viel dumpfere Masse der Frauen zur Persönlichkeit und freier Selbstbestimmung erwacht.

Hedwig Schwarz.

„Schafft uns wieder heim!“

Von Richard Kay.

Dem Verfasser wurde das Glück zuteil, drei Jahre auf einer Reise zu verbringen, die ihn rings um die Welt führte und er hat diese Belegenheit reich auszunutzen verstanden. Er hat nunmehr bereits das vierte Buch erscheinen lassen („Schnaps, Kokaïn und Lama's“, Ullstein-Verlag, Berlin), in dem er die während seiner Weltreise gewonnenen Eindrücke, Erfahrungen, Beobachtungen und Eindrücke schildert und wie seine drei ersten Bücher wird gewiß auch dieses mit Recht viel Leser finden, denn als erfahrener Journalist ist Richard Kay ein guter Beobachter, dessen Blick nicht bloß an der Oberfläche der Dingen haften bleibt, sondern der auch in die Verhältnisse und Probleme der vielen Länder und Völker, die er kennen gelernt hat, einzudringen bestrebt war. In Südamerika, von dem dieses Buch erzählt, hat der Autor ein volles Jahr verbracht und er war in Chile, Ecuador, Peru, Argentinien und Brasilien, für alle diese Länder zusammengekommen gewiß keine zu lange Zeit, aber sein Buch will auch gar nicht auf Vollständigkeit und wissenschaftliche Aspekte Anspruch erheben, es will nur ein Skizzenbuch sein, obwohl sein Wert weit darüber hinausreicht. Denn nicht bloß die Außenseite der bereisten Länder schildert er, er beschäftigt sich auch in gründlicher Weise mit den rassistischen, den gesellschaftlichen und sozialen Konflikten, an denen diese Länder reich sind. Nachstehend bringen wir eine Leseprobe aus einem der Kapitel des höchst lesenswerten Buches:

Drei deutsche Familien mit Kindern und Koffern und Hausrat ziehen ihre Karren durch Santiagos gepflegtestes Viertel. Halten vor der deutschen Gesandtschaft. Drei abgerissene Familienväter fordern verärgert und bohrisch-geradeaus: Schafft uns wieder heim nach München! Unser bißchen Geld haben wir zugeseht, und nichts ist es mit dem Kolonisieren! Nur Arbeit und Schulden! Immer mehr Schulden! Wir wollen heim! Weshalb habt ihr uns herauskommen lassen?

Wer hat sie herauskommen lassen? Die Gesandtschaft? Nein. Die haben sie so wenig gefragt wie die Beratungsstelle für Auswanderer. Ein chilenischer Agent hat sie herauskommen lassen, und ein Schiffsbüro in München hat ihnen die Passagen verkauft. Ein Paradies sei die Kolonie Penaflo, hätte man ihnen erzählt und ihnen Prospekte gezeigt mit Häusern und Gemüsegärten so groß wie Parks. Und nun fluchen sie, die Häuser taugen nichts, und wenn sie schon etwas bringen, kommt die Terraingesellschaft und konfisziert die Ernte. Als Abzahlung auf die Vorschüsse. Nichts sei es mit dem Kolonisieren, und heim wollen sie. Wenn schon Hunger leiden, dann lieber in München. Dann hätten sie wenigstens ihren Beruf und schlimmstenfalls die Fürsorge.

Welchen Beruf? Nun, der eine sei Laborant, der andere Innenarchitekt und der dritte Maurer.

Sie konnten sie dann nach Penaflo auswandern, wundert sich der Beamte, daß sei doch eine Kolonie für Obst- und Gemüsebau.

Je nun, meinen die drei, ein biggen Gärtner sei doch wohl keine Kunst, und nicht daran läge es, daß sie scheiterten, sondern an der habgierigen Terraingesellschaft und am dürren Boden und am schlechten Absatz — was bekommt man schon fürs Gemüse! — und an den mißgünstigen Nachbarn läge es, mit denen kein Auskommen sei und an sonst noch allerhand. Aber nein, an all dem liegt es nicht. Es liegt daran, daß der eine Laborant ist und der andere Innenarchitekt und der dritte Maurer. Es liegt am Irrtum so vieler Auswanderer, daß zum Kolonisieren nur Mut gehört und keine Fachkenntnis. Das lernt sich leicht, denken sie

Lernt es sich so leicht? Hätten sie daheim einen tüchtigen Gärtner gefragt, wie lange er lernen und arbeiten mußte, bis er ein tüchtiger Gärtner wurde: sie wären nachdenklich geworden. Aber so — der Agent verspricht goldene Berge, die Schiffahrtsgesellschaft redet zu: und schon hat die städtische Familie ihre Ersparnisse abgehoben und alles Entbehrliche verkauft — denn zweieinhalbtausend Mark will die Terraingesellschaft als Anzahlung, und zweitausend kostet die Ueberfahrt für vier Personen. Die Woche darauf sitzen Vater, Mutter, Kinder zwischen eisernen Schiffswänden und fahren Richtung brasilianischer Urwald und afrikanische Steppe oder sonstwohin. Mit nichts in der Tasche.

So leicht lassen sich erwachsene Menschen überreden: so leicht überreden sie sich selbst. Was einen wundert, ist nur, daß nicht mehr Betrug vorkommt.

Betrug? Sind diese drei Familien betroffen worden?

Die militärischen Hauptquartiere — tabu!

Von Kurt Tucholsky.

Ist es denn nun wirklich wahr, was man hat vernommen — daß sich die feindlichen Hauptquartiere im Kriege auf gegenseitige Vereinbarung geschont haben? Es galt nicht als fair, die Oberste Heeresleitung und das O.G. mit Fliegerbomben zu belegen — das war gegen die Spielregeln.

Wenn das wahr ist, dann haben wir hier einen der zahlreichen Beweise dafür, daß für die Militärkassie der Krieg Selbstzweck ist.

Die Schonung des feindlichen Hauptquartiers wird von den Kriegsbehörden sicherlich als Ritterlichkeit ausgelegt; sie war aber gerade von diesem Standpunkt aus Landesverrat und persönliche Feigheit der Generalsstabsoffiziere auf beiden Seiten. Der Krieg: das ist für sie so etwas wie ein blutiges Schachspiel gewesen; man wirft nicht das Brett um, man zieht. Um angestörter ihre Mannschaften in einen Tod zu schicken, den sie niemals gelostet haben, erklärten sie ihre Blutzentralen für tabu. Das ist nicht nur im nationalen Sinne ein Verbrechen, wie gleichgültig könnte uns das sein! Es ist eine hundsgemeine inkonsequente Konsequenz von Anschauungen, die immer und unter allen Umständen als verbrecherisch anzusehen sind. Einbrecher, die ihr Werkzeug nicht rosten lassen wollen.

Wir wollen es ihnen schartig machen, wo wir nur können.

Vorstehende Skizze ist dem Joeben im Verlage Ernst Rowohlt, Berlin, erschienenen neuen Buche von Kurt Tucholsky „Verne lachen ohne zu weinen“ entnommen, eine Sammlung von humorvollen Skizzen, bissigen Aphorismen, fröhlichen Geschichten und ähnd scharfen Glossen über Personen und Zeitverhältnisse. Ernst, Wit, Satire, das wirbelt nur so durcheinander.

Tucholsky ist ein guter Beobachter und er führt eine gute Klinge. Er verhöhnt den Spießer, seine Trivialität, seine Gedankenlosigkeit und seine verlogenen Patriotismus und besonders scharf hat er es auf die noch lange nicht ausgestorbene Sorte von Heimkriegern, die das

deutsche Volk gerne wieder in einen neuen Krieg hineinstoßen möchten. Daneben enthält der Band, den man schmunzelnd lesen wird, die prächtige Erzählung „Das Lottchen“ und eine Reihe von sozialen und Rebellen-Liedern.

-r.

Ein Stellungslöser puht Klinten.

Von Ernst Pichnow.

... nicht mit Sidel und einem Wollappen, wie Sie vielleicht denken ... nein ... ich will ihn selber zu Worte kommen lassen, will Ihnen, was Krause mir vom Klintenpuhen erzählte, wiedergeben. Krause verdient, in der heutigen schweren Zeit verstanden zu werden.

Also:

Klinterpuhen ist ein Fachausdruck und bedeutet, Tag für Tag hundert, hundertfünfzig und vielleicht noch mehr Haustürklinten anzufassen, sie quasi zu puhen, in der guten Absicht, den zarten und vollschlanen, freundlichen und barhchen, blonden und schwarzen Hausfrauen etwas zu verkaufen. Alles, was einfach die Hausfrau gebrauchen kann, von der Margarine bis zur fertigen Aussteuer, gehörte in mein Arbeitsressort. Es gibt keinen Gegenstand auf der Welt, den ich nicht schon an den Haustüren mit mehr oder weniger Pech, mehr oder weniger Erfolg, offeriert habe. Es ist eine harte, mühselige Beschäftigung, zu der neben einer gründlichen Dosis Humor, einige Zentner Frechheit und ein paar Kilo gute Kleidung gehören, ohne die überhaupt nichts zu machen ist, will man nicht als Bagabund verkannt werden! Von der kilometerlangen Quasselstippe brauche ich nicht zu reden, denn sie ist bei meiner Reistätigkeit so notwendig, wie der Chilealpeter zur Gewinnung dicker Siedrüben. Morgens um neun Uhr fängt mein Tonfilm zu laufen an. Tempo ... Laß dir Zeit ... alles mit Gemütslichkeit ... der Tag ist noch lang, und die Hast kommt von selbst! ... In der Nord-, Hafen- oder sonst einer Straße lege ich los. Zimmer bei Nummer 1, immer die Reihe weiter ... links und rechts. Und dann erlebt man so die blauen, roten, grünen und gelben Wunder.

Nummer 1 ist mein Verhängnis. Empfängt mich eine hübsche, junge und noch freundliche Dame, ist die Situation gerettet und der Tag ein Frühlingstraum. Aber wehe ... dröhnt aus der Tiefe eines Kellers etwa eine krächzende Tenorstimme: „Nach man jarnich uff, Frieda, dat is schon wieder so 'n Reisesfriek!“ dann ist es düster in meinem Gehirnschrank, finstere Wolken türmen sich am Himmel meiner Arbeitslust und ich möchte am liebsten wie eine led' gewordene Fregatte meinen heimatlichen Gefilden zusegeln! Aber das Ruß ... das Ruß! ... Ich muß verkaufen und will leben!

Ich kenne heute meine Leute und die lieben Hausfrauen, man muß sie nehmen, wie sie sind: sich an abgestellte Klingeln gewöhnen und nicht böse werden, wenn eine kleine, rundliche, mollige Frau mit dem freundlichsten Gesicht erklart: „Ablaufen kann ich „Sie“ nichts, aber

Sie sehen so verhungert aus, trinken Sie man erst eine Tasse Kaffee bei mir!“ ... Na ... ja ... die Zeiten sind schlecht, und beleidigt zu sein, raubt den Nerven die besten Kräfte. Mit-hin, gute Miene zum bösen Spiel aufgesetzt, was schadet es in der heutigen Zeit, nicht wohlgenährt auszusehen. Ich trinke die Tasse Kaffee, prima Bohnen mit Gerste, wenn ich davon nicht satt und dicker werde, nur habe ich meistens das Vergnügen, mit solchen Damen, die „mich“ nichts abkaufen wollen, die besten Geschäfte zu machen.

Die Menschen und besonders die Frauen sind bei der ersten Bekanntschaft nicht so, wie sie tun, und eine nette Behandlung so vom Aussichtsturm herab, darf man nicht tragisch nehmen. Ein Aussichtsturm hat immer Treppen, auf denen man hinaufklettern kann, so ist es auch bei diesen Damen! Nur, wenn mir trotz Aufbau aller Schönsten und besten Verkaufstulissen doch ein Groschen in die Hand gedrückt wird, dann ade, liebe Hausfrau ... so schnell, wie es geht ... dann ist Zapfenstreich ... weiter in das nächste Haus ...

Ungemachte Betten in den Nachmittagsstunden oder eine Schar fröhlicher Kinder, die sich, mit den kühnsten Errungenschaften, gemischt aus Straßenschmutz und haben Schuhwichsboxen, um den „Dübel“ in aller Bärtlichkeit bemühen, sehe ich als interessante Nebenerscheinung meines Berufes an. Nicht jede Hausfrau kann eine Perle sein ...! Nur wünschte ich mir mehr Freundlichkeit, mehr Verstehen und nicht so ungählig viele Türen, die fast automatisch vor meiner Nase zugeschlagen werden, ohne daß ich überhaupt ein Wort gesprochen habe. Man ist doch schließlich kein Bagabund, kein Spitzbube ...! Es ist ja so schwer, heute zu verdienen, zu leben, ohne feste Stellung zu haben und an Private verkaufen zu müssen ... und ein nettes, freundliches, wenn auch ablehnendes Wort an der Tür verhöhnt doch ein wenig mit dem grausamen, harten Gesicht, in das man nun einmal gedrängt ist, und das man sich bestimmt nicht selbst gewünscht hat. Aber, Herz, schweige still, auch den Kummer wird man gewohnt, und morgen geht es weiter ... vielleicht noch ein, zwei, drei Jahre ...

Mit einem müden Ausklang schloß Krause, ich fragte ihn noch:

„Verkaufen Sie denn auch ...?“

Er runzelte die Stirn, bog sarkastisch die Mundwinkel herab.

„Man lebt ... man lebt noch ... aber wenn die Konkurrenz noch größer wird ... ich weiß nicht ... vielleicht kommt für mich doch noch der Tag, an dem ich vom Klinterpuhen befreit werde.“

Was mancher nicht weiß.

Die eierlegende Termitenkönigin wird von ihren Untertanen künstlich mit einem besonderen Futter ernährt, das diese in ihrem eigenen Seide wie in einer natürlichen Milchflasche heranbringen und ihr einsüttern. Dank diesem Futter schwillt der Leib der Königin zu der Größe einer kleinen Kartoffel an. Zu den Eigenarten der Termitenkönigin gehört auch, daß sie einen

narkotischen Saft absondern, den die Termitenarbeiter mit höchster Begeisterung trinken.

Daß die Schnecken und Rinseln nicht so harmlose Tiere sind, wie man im allgemeinen annimmt, haben die Zoologen längst festgestellt. Vor einiger Zeit gab es große Aufregung, weil der Hauptschutz Hollands gegen das Meer, die Dampfpfähle, von Bohrmuscheln bedroht wurden, die übrigens nicht nur Holz annagen sondern auch in den härtesten Stein Löcher bohren.

Neitere Wissenschaft. Abenteuer aus der Natur.

Der Seebau ist nicht neu, Wissenschaft zu popularisieren, indem man von ihr in bequemer Form plaudert, sie einfach verständlich und anregend gestaltet. Nun ist aber ein Buch erschienen, das doch in seiner Art ein Novum darstellt, da es Dinge der wissenschaftlichen Erkenntnis und Forschung in Erzählungen einfließen. Verfasser des Buches ist Dr. G. Viktor Mandel und das Buch heißt „Abenteuer aus der Natur, Neitere Wissenschaft von den Dingen um uns.“ Verlag von Richard Bong, Berlin W 57. In den fünf Erzählungen wird wirklich bequeme Wissenschaft vorgetragen, bequeme aber doch wahrhafte Wissenschaft. Eine Erzählung vom Meeresgrund ist die Geschichte „Bernhard Häuslich, der Einsiedler“, die Geschichte vom Einsiedlerlebens, aber nicht seine Geschichte allein, sondern auch die des Lebens und Treibens der Tiere in den Tiefen des Meeres. Der humorvollsten Erzählung angehängt sind zahlreiche Erläuterungen über verschiedene der Meereslebewesen, eine zoologische Tafel zum Leben auf dem Meeresgrund und schließlich interessante zoologische Erläuterungen über die Meereslebewesen, ihre Lebensbedingungen und Lebensgewohnheiten. Ein gleicher Aufbau mit erläuternder Tafel ist auch jeder der anderen vier bequemen Erzählungen angehängt. In „Meeresgrund und Wälder“ wird vom Leben der Pflanzen erzählt, „Mano-Vino, die Spindel“ berichtet von der Geschichte der Erfindung und der Verbreitung der Porzellan-, in der Erzählung „Udelot und Wittenmoos“ wird in ausführlicher und gemeinverständlich Weise die Funktion des Blutes erklärt und in „Aug, Ritter vom Trost“ werden über Optik, über Sonnen- und Mondlicht wichtige Erläuterungen gegeben. So bequeme ist wohl noch kein Willenshaft vorgetragen worden.

Marlenkährens Reise ins Menschenland und anderes.

Die Vermenschlichung von Tieren und Pflanzen, die dann so reden und so tun, als wären sie unsersgleichen, ist so manchen Verfassern von Jugendbüchern daneben gelungen. Mit Aussicht auf Erfolg kann dies nur ein wohlhabender Künstler tun, der allein auch umfassende, künstlerische Wirkungen hervorbringen, im übrigen soll ein Notbuch sich an die Norm halten, das Eigenleben der Natur und ihrer Geschöpfe unangestoßen zu lassen. In vollkommener Weise gelingt ein solcher Versuch in einem hohen im Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau erschienenen Kinderbuch „Marlenkährens Reise ins Menschenland“, geb. M. 4,80 das F. Leckert Verlag hat und das von der bekannten Illustratorin Frau Elie Weng-Victor mit zahlreichen vollendet künstlerischen Bildern geschmückt wurde. Aus liebevoller Erläuterung des Lebens in Wald und Feld erzählt der Verfasser die Geschichte der Reise eines Marlenkährens zu den Menschen, um sie kennenzulernen und er berichtet ausführlich von den Abenteuern, die es dabei erlebt. Das Buch ist für Kinder geeignet, die ein solches Abenteuer erleben wollen, wie aus einem Naturgeschichtsbuch, jedenfalls in bequemer Weise.

Im selben Verlage erschien auch ein anderes Kinderbuch: „Märchen im Wald“, die grüne Schale im Märchenwald beim Alten Haus“, mit gut gezeichneten Bildern von Johannes Thiel (M. 2,50, geb. M. 3,80), das die Fortsetzung eines früher erschienenen Buches, aber doch in sich ganz abgeschlossen ist. Ein schönes, phantasievolles Buch, das geeignet erscheint, dem Kinde die Schamlosigkeit abzunehmen und das viel Rederreiches enthält.

Eine spannende und dröckige Geschichte, gleichfalls vom Herder-Verlag herausgebracht, enthält das Buch „Die Geschichte von Bengel Schmecker“ erzählt von Anton Gramann (geb. M. 2,50). Mit 60 Bildern im Text von Johannes Thiel. Eines der reichhaltigen und phantasieerregendsten Kinderbücher, die in den letzten Jahren erschienen sind.

So erging es mit den antiken Säulen von Pozzuali bei Neapel. Dies Bohren geht in der Weise vor sich, daß die Muscheltiere eine scharfe Säure absondern, die den Stein verbrennt. Es muß sich also um eine Art Schwefelsäure handeln, und tatsächlich haben Untersuchungen ergeben, daß bestimmte Schnecken in ihrem Speichel freie Schwefelsäure ausscheiden.

Auf der Insel Timor gibt es eine Brennnesselart, *Artica mentissima*, deren Vorstien ein Gift enthalten, das Starrkrampf erzeugt und ganz ähnliche Wirkungen hat wie der Biß einer Giftschlange.

In Arabien darf nur der Mann den Kaffee kochen. Die erste Tasse wird ins Feuer gegossen als Trinkopfer an den Scheit-es-Sjadill, den Schutzgeist der Kaffeetrinker. Stets dürfen dem Gast nur halbgefüllte Tassen angeboten werden. Ihm eine volle Tasse zu reichen, wäre eine tödliche Beleidigung. — Nach dem Bekanntwerden des Kaffees wußten zwei persische Ärzte den Emir davon zu überzeugen, daß Kaffee ein berauschendes Getränk sei, also unter die Dinge falle, die Mohammed verboten habe. Es wurde infolgedessen ein Verbot des Kaffeetrinkens erlassen und jedermann verfolgt, der diesem Ge-

Mann und Weib. Altdenksche Weisheiten.

Freien ist so süße, wie gebat'ne Lämmersüße.

Die Liebe ist eine Zitrade, die leicht aus dem Herzen auf die Zunge hüpfet.

Eine Haushaltung ohne Weib ist eine Laterne ohne Licht.

Ein aufgezwungener Kuß ist wie ein Hühneraug' am Fuß.

Der Mann das Haupt, die Frau die Krone.

Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Mosenfell.

Man muß seine Frau an einem Samstag und nicht an einem Sonntag wählen.

Eine Frau ist keine Geige, die man wieder an die Wand hängen kann, nachdem man darauf gespielt.

Der Ehestand ist eine Prozession, wo immer das Kreuz vorangeht.

Wenn die Eltern Wolken sammeln, so kommt das Gewitter über die Kinder.

niß frönte. Große Unruhen waren die Folge. Die Ordnung wurde erst wiederhergestellt, als das Verbot aufgehoben und die beiden Aerzte gehängt wurden.

Auf den Galapagos-Inseln gibt es die größten Schildkröten der Welt, ebenso die größten bekannten Eidechsenarten und die größten Orangebäume.

Einer der größten Bazillenträger der Welt ist eine gewöhnliche Geldmünze, auf der etwa eine Million Bazillen, Krankheitsbazillen, haften. Daher ist es überaus gefährlich, eine Münze in den Mund zu stecken.

Zwanzig Millionen Blutkörperchen sterben in einer Sekunde. Wir können keinen Finger und kein Glied bewegen, können nicht sprechen, nicht lachen, denken oder sonst irgendetwas tun, ohne daß Tausende von ihnen umkommen.

Neiteres.

Das Schlummerlied. Bei der Uraufführung seiner unsagbar langweiligen, einfallsarmen Oper in Paris war Igor Strawinsky zugegen. In seiner Nähe saß ein Mann, der eingeschlafen war und ziemlich hemmungslos schnarchte. Strawinsky berührte den Mann am Ellbogen, weckte ihn und flüsterte ihm zu: „Bitte, schnarchen Sie nicht so laut! Sie wecken das ganze Auditorium damit auf!“

Entwicklungsstufen der Menschheitsgeschichte. Die sexuelle Frage ist in Sowjetrußland ein viel erörtertes Problem. Wieder einmal sah in Moskau ein privater Zirkel zusammen und diskutierte leidenschaftlich über die Form von Ehe und Familie und über die Schwierigkeiten, die der befriedigenden Lösung des Sexualproblems entgegenstehen. Da beseitigte Nadel mit einem Schlage alle Schwierigkeiten, indem er erklärte: „Die Sache ist doch ganz einfach. In grauer Vorzeit herrschte das Patriarchat; später kam das Patriarchat, und heute erliegt das alles das Sekretariat!“

Natürlich. „Du, Erna, möchtest du einen Mann von fünfzig Jahren heiraten?“ — „Na, eigentlich lieber zwei à fünfundzwanzig.“

Goldkronen. „Und merkt euch, Kinder: Wenn ihr immer recht tut, werdet ihr eines Tages eine goldene Krone tragen.“ — „Mein Vater macht weiche, Herr Lehrer.“ — „So? ...! Was ist denn dein Vater?“ — „Zahnarzt.“

Seltene Bezeichnung. Fremder: „Sagen Sie, Herr Wirt, wer sind denn die beiden Herren dort drüben am Tisch? Die sind sicherlich nicht aus dieser kleinen Stadt!“ — Wirt: „O ja, das sind die beiden oberen Rehtausend in unserem Städtchen!“

Die Beleidigung. „Wie kamen Sie denn dazu, den Zeugen so jämmerlich zu verhanen?“ — „Der freche Kerl hat gesagt, ich hätt' mich diplomatisch ausgedrückt!“

Wahres Geschichtchen. In einem Dorf im badischen Schwarzwald geschah es. Da saß an einem Sonntag vormittags wie üblich die versammelte Gemeinde um die Kanzel. Ganz vorne saß der Bürgermeister, daneben der dienstälteste Gemeinderat usw., alle Chargierten bis zum Schafhirten, dahinter das gewöhnliche Publikum. Der Prediger feierte den heiligen Augustin. ... Heiliger Augustin, wo soll ich dich hinfegen? Soll ich dich zu den Heiligen setzen? Nein, denn du bist mehr als ein Heiliger. Heiliger Augustin, wo soll ich dich hinfegen? Soll ich dich zu den Engeln setzen? Nein, denn du bist mehr als ein Engel. Heiliger Augustin, wo soll ich dich hinfegen? Soll ich dich zu den Erzengeln setzen? Nein, nein, denn du bist mehr Heiliger, Augustin, wo soll ich dich hinfegen? — Eine kleine Kunstpause. Da stand der Bürgermeister auf und sprach zu dem Geistlichen: „I gang jetzt, Herr Pfarrer, Sie könne ihn dann uff mein Platz seze.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zweittisch Nr. 65 bei Tschisch-Schachau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 60.

Von Gen. Emil Grimmer, Katarinaberg. (Problemturnier 1931. — Belobende Anerkennung.)

Schwarz: Kc6; Lc8; Bd7, e5 (4).



Weiß: Kg8; Dd3; Ta7; Se6; Be4 (5).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 57: Te1-c1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Rabel Franz, Michel Rudolf, Schaub Ferdinand, alle Kvitken; Adolf Wenzel, Arndorf bei Haiba; Kühnel Anton, Schönfeld; Beutel Wilhelm, Arndorf bei Tschisch; Gall Adolf, Ramslau; Hoher Otto, Saaz; Dinnbier Emil, Tschisch; Koutal Eduard, Trupshitz; Altkämmer Josef, Reuhof; Trütsch Gustav und Duof Adolf, Witterschan; Albert Rudolf, Prosseditz; Wiba Viktor, Turn, und Hofmann Johann, Probstau, verweise ich auf die heutige Lösung. — Nachtrag zu Nr. 56: Koutal Eduard, Trupshitz.

V. Kreis, VII. Bez. Schachspieler Wahrung! Am 22. November 1931 findet in Lodowitz, Arbeiterheim, um 8 Uhr vorm. unser erster Schachturnier statt. Es ist Pflicht eines jeden Arb.-Schachspielers, an demselben teilzunehmen, um sich technisch auszubilden.